

Sonntags-Beiblatt

zur

Augsburger Postzeitung.

31. August

Nr. 35.

1851.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Die Mission in Heidelberg.

So nahe bei Heidelberg wollte ich mich die Mühe nicht verbrießen lassen, das Wirken der Missionäre, worüber so mancherlei boshaft und dummgläubig gefabelt wird, persönlich und in der Nähe anzusehen. Schon auf der Eisenbahn konnte ich wahrnehmen, daß das Erscheinen der Jesuiten in Heidelberg die Gemüther des Volkes weithin ergriffen haben müsse, indem einige im Wagen sitzende Conducteure die Predigten zum Gegenstande ihrer Discussion gemacht hatten. „Ich versichere euch, sprach einer, die Rede, welche ich gehört, kann Jeder hören, er mag glauben was er will.“ — „Ja, so machen sie's immer am Anfange, bis sie die Leute firr gemacht haben; warte nur bis zum Ende, da wirst du noch schöne Sachen hören.“ Diese Schlußrede, wie es mir schien von dem Vorgesetzten der Conducteure herrührend, machte dem mir interessanten Gespräche ein Ende; das Aus- und Einsteigen der Passagiere brachte die Leute auseinander und nur der Eine, dem die Rede der Jesuiten zugesagt hatte, befand sich noch bei mir im Wagen. Auf mein Befragen unterrichtete er mich gern, daß die Patres Haslach, von Zeil und Roh die Mission abhielten und zwar vierzehn Tage lang mit drei Predigten täglich; und daß die Leute recht fleißig hineingehen, wenn auch das „Frankfurter Journal“ das Gegentheil mittheile. Ich erfuhr so noch Manches über die Mission, das ich jedoch nicht anführen will, weil es mir in dem Munde meines Gewährsmannes nicht bestimmt genug scheint. Das aber bewies mir diese Unterredung, daß die Begierde ihr Heil zu wirken noch in vielen Menschen vorhanden ist und nur angeregt zu werden braucht, trotz aller Bemühungen, die sich Bosheit und Unglaube in unsern Tagen gegeben haben, um die Menschen, namentlich der untern Classen von Gott abzuwenden.

So kamen wir in Heidelberg an und ich mußte mich sehr eilen, um zur ersten Predigt zurecht zu kommen. Trotz dem Festtage Mariä Himmelfahrt und der Abhaltung der Mission merkte ich in diesem Theile der Stadt wenig davon. Es ist dieses ein trauriges Vorrecht der gemischten Gemeinden; während die Einen ihren Gott lobpreisen, verrichten die Andern die lärmendsten Handthierungen, und so war es auch insbesondere störend während der Predigt, daß das Geräusch einer nahen Schmiede jedes Wort auf eine höchst unangenehme Weise begleitete. Erst in der Nähe der Kirche war auch der äußere Eindruck eines katholischen Feiertages nicht zu verkennen. Soldaten in ihrer besten Uniform blank aufgeputzt, ehrsame Bürger in ihrem Sonntagsstaate, die Männer aus dem nahen Neckarthale von Schlierbach und Ziegelhausen, mit den langen dunkelblauen Röcken, die Weiber halb städtisch halb ländlich herausstaffirt und darum oft unschön, aber doch festtäglich gekleidet, die Bauern aus dem Odenwalde im blauen Camisol und mit der Pelzmütze trotz der fast unerträglichen Hitze, ihre Weiber mit den dunklen Mützen und faltenreichen

Röcken, weißen Biquéshauben und gestickten Umschlagtüchern ernst einherschreitend, die Studenten mit den dreifarbigigen Cereviskappen auf dem rechten Ohr; modisch gekleidete Damen mit Strohhut und Schleier und in den Händen das goldverzierte Gebetbuch; sauber gepuzte Mädchen aus dem Nied, die Kette von Granaten um den Hals, je mehr desto besser, daran ein goldenes Kreuz hängt, — Alle bewegten sich nach der Kirche, wo eben aus der weit geöffneten Hauptthüre die Töne der Orgel den letzten Segen verkündeten, nach welchem die Predigt beginnen sollte. Nur eine Classe Menschen suchte ich vergebens, nämlich die gebildeten und gelehrten Herren mit schwarzem Frack und sauber gekämmtem Backenbarte, mit Brillen auf der Nase und dem zierlichen Röhrchen zwischen den Glacehandschuhen: solche Leute sah ich nicht, und auch auf irgend einer versteckten Emporbühne in der Kirche konnte ich solche nicht entdecken. Es scheint sonach wahr zu seyn, daß dieselben über die Missionspredigten schreien und schreiben, ohne sie nur gehört zu haben.

Die Kirche, in welcher die Mission abgehalten wird, ist die sogenannte Jesuitenkirche, wie mir scheint etwas größer, als die St. Peterskirche zu Mainz, mit welcher sie auch, abgesehen von den Gemälden an Wand und Decke, viele Aehnlichkeit, wenigstens in Bezug auf die innere Anlage hat. Ich wählte meinen Standpunct mitten im Hauptschiffe so nahe bei der Kanzel als ich noch hinkommen konnte, sowohl um die Predigt gut zu hören als auch um den Eindruck wahrzunehmen, den sie bei dem Volke hervorbringen würde. Vater Haslacher bestieg die Kanzel und hatte das Thema gewählt, im Hinblick auf den heutigen Festtag: „Du sollst den Sabbath heiligen.“ Verlangen Sie von mir keine nähern Details über diese Rede, nur in kurzen Worten kann ich Ihnen das Gerippe geben. Der Redner behandelte sein Thema nach Thomas von Aquino in Bezug auf den Zweck, den ohnehin das vernünftige Wesen bei allen seinen Handlungen haben muß und in Bezug auf die Mittel, die uns zur Erreichung dieses Zweckes geboten sind. Was ist Heilighaltung des Sabbathes oder nach dem neuen Bunde der Sonn- und Feiertage? Die Anbetung und Verherrlichung Gottes, der uns erschaffen; Lobpreisung des Sohnes, der uns erlöst; Verehrung seiner heiligen Mutter, die für uns bittet, und aller Heiligen, deren Beispiel wir befolgen sollen. Die Mittel dazu sind Anwohnung bei dem heiligen Opfer und Anhören der Erklärung des Wortes in der Epistel und dem Evangelium, somit der Predigt; und Enthaltung von aller knechtlichen Arbeit. Zum Schlusse ein ungemein lebhaftes Gemälde von dem Sabbathschänder, der am Sonntag höchstens eine heilige Messe hört, und das nicht immer, und glaubt, er brauche keine Predigt zu hören, weil er Alles wisse und man ihm nichts Neues mehr sagen könne; vom Sabbathschänder, der nur darnach strebt, an Sonn- und Feiertagen möglichst viel Geld zu verdienen, weil es an manchen Orten leider dahin gekommen ist, daß die Sonn- und Feiertage am meisten zu Kauf und Verkauf benützt werden; von dem Sabbathschänder, der am Sonntag statt seinem Gott und Herrn zu dienen, sich den größten Ausschweifungen hingibt. Endlich eine dringende Ermahnung, keinem von diesen ähnlich zu werden, sondern den Tag des Herrn mit Besuch des Gottesdienstes und jenen Erbauungen zuzubringen, die uns an das Heilige, Himmlische erinnern, ohne gerade sich solche Erholungen zu versagen, welche die Seele stärken und erfrischen, und die auch die Kirche nirgends und zu keiner Zeit untersagt hat.

Sie werden an dieser Predigt nichts Neues finden, nichts was man nicht auch in andern Kanzelvorträgen schon gehört hätte; allein Das ist es auch nicht, was die Predigten der Jesuiten so wirksam macht; sondern ihre unwiderstehliche Logik, ihre ungemeine Bestimmtheit in der Ausdrucksweise, Das ist es, was eindringt und was den Verstand und die Vernunft bestegt, welche sich heut zu Tage in der Brust der meisten Menschen fest und eingebildet dem Glauben entgegenstellen. Dazu kommt noch das gemessene Auftreten, die sichere Haltung sowohl im Organe als in den Gesten, nirgends Ueberschwenglichkeit, sondern überall das Resultat ihres Grundsatzes: wir sind um so bessere Priester, um so brauchbarere Prediger, je demüthiger wir sind und je weniger wir glauben vor Gott gethan zu haben. Der Eindruck der Rede

bei den Zuhörern war nicht zu verkennen. Ich stellte mich nach dem Schlusse mitten auf den Kirchenplatz und ließ die Leute, 2500 bis 3000 an der Zahl, an mir vorübergehen. Ueberall ernst und gemessen traten sie heraus aus dem Tempel Gottes und es werden nur Wenige darunter seyn, die in Zukunft seinen Namen durch die Entheiligung seines Tages leichtsinnig schänden werden. Nachdem das Gedränge aufgehört, ging ich wieder in die Kirche, um die heilige Messe zu hören, da ich das Amt am Morgen versäumt hatte. Trozdem, daß so Viele herausgegangen, war die Kirche doch noch ziemlich gefüllt, und namentlich waren die Beichtstühle stark besetzt. Um nun die am Morgen erhaltenen Eindrücke recht in mich aufzunehmen, um sie nicht zu schwächen durch triviales Wirthshausgeschwäg, beschloß ich, den Mittag auf dem Schlosse zuzubringen. Ich ging hinaus in die Neckarvorstadt und dort auf einem wenig bekannten steilen Fußpfade hinauf auf die Terrasse, dort hinter dem Stamme einer schattigen Buche schaute ich hinaus in das herrliche Thal, unbeirrt von einigen langweiligen Engländern, die den Besuch des Schlosses gewissenhaft mit Tag und Datum in ihr Handbuch notirten, noch gestört durch die Erinnerung, welche die gewaltigen Ruinen in uns hervorrufen, indem sie die traurigsten Momente der Geschichte unseres Volkes uns vorsehnen. Ich schwelgte sorglos in der großartigen Natur, bis einige heftige Donnerschläge mich mahnten ein Obdach zu suchen, das ich auch in der Restauration auf dem Schlosse fand. Kaum dort angelangt, entluden sich zwei Gewitter mit einer solchen Heftigkeit, die für mich auf dem platten Lande Lebenden wirklich etwas Schreckbares hatte, weil das Rollen des Donners in den Bergen viel stärker ist als in flachen Gegenden. Da wurde ich recht lebhaft erinnert an unsere Armseligkeit ohne Gott, in dessen Händen wir uns überall befinden und tief in meiner Seele fühlte ich die Bedeutung der Worte, die Haslach am Morgen in seiner Predigt gesprochen hatte: „Hat Gott uns erschaffen, weil er unserer bedarf, oder bedürfen wir seiner?“

Die Wetter zogen unschädlich vorüber, die Wolken klärten sich auf und die Ruinen glänzten wieder im Scheine der Sonne; in Millionen Tropfen sah diese Königin des Tages wiederum ihr Bild an den Blättern der Buchen und Eichen; auch der vorwizige Distelfink kam wieder aus seinem Verstecke und sammelte eifrig die Brodkrümmchen, welche von den Tischen herabgekehrt worden. Ich hätte noch lange sitzen mögen und die Natur belauschen, allein es nahte die Stunde der zweiten Predigt und so machte ich mich eilig auf und ging wieder hinunter in die Stadt. Vor der Kirche angekommen, war es dort noch sehr still und ich glaubte fast in der Zeit irre zu seyn; nur eine Nebenthüre war geöffnet, durch welche ich eintrat. Alle Bänke waren bereits angefüllt und es wurde vorerst ein kurzer Gottesdienst zur Ehre der heiligen Mutter Gottes abgehalten. Während dessen strömten aber die Zuhörer in solcher Menge herbei, daß das Gotteshaus noch voller war als am Morgen; ich stand wieder in Mitte der Kirche und sah die Leute entblößten Hauptes noch unter dem Hauptportale stehen. Dießmal hielt die Predigt der Fürst von Zeil, wie man mir sagte; er sprach über den Satz: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Ich habe Ihnen schon oben gesagt, daß es mir schwer hält gehörte Predigten, wenn auch im Gerippe wiederzugeben; dießmal kann ich es aber gar nicht, so gewaltig wurde ich angeregt durch die gehörten Worte: Die Beweisführung drehte sich namentlich darum, wie es möglich seyn kann, daß der Mensch seinen Nebenmenschen hasse, den doch Gott so lieb hat, daß er ihn erschaffen, daß er ihn erlöst, daß er sein Blut für ihn hingegeben hat; daran knüpften sich Betrachtungen über das Unnatürliche solchen Hasses, anschaulich gemacht durch Erscheinungen in der Natur; über das Unstünne solcher Feindschaft, belegt mit Beispielen und Sentenzen selbst aus dem Heidenthume; über das Sündhafte solchen Hasses vor Gott. Den Schluß bildet eine eindringliche Ermahnung an die Anwesenden sich gegenseitig zu verzeihen; solche Worte ohne allen oratorischen Prunk hatte ich noch nicht gehört; so kann man nur aus höhern Regionen zu uns sprechen. Und als nun gar der Vater in wirklich überirdischer Demuth uns mit seinem Beispiele voranging und öffentlich von der Kanzel herab

allen Denen verzieh, die ihn beleidigt, die ihm persönliche Schmach zugesügt haben, da blieb kein Auge thränenleer. Ich konnte auch nicht widerstehen, obschon ich nicht leicht weine; solch' gewaltigen Eindruck der Rede hatte ich noch nicht erfahren, und ich schäme mich dessen nicht. Gewiß Tausende haben in diesem Augenblicke mit mir das Gelübde gethan sich an ihren Feinden nicht zu rächen, sondern ihnen zu verzeihen, wie auch wir von Gott dereinst Verzeihung hoffen.

Lassen Sie mich hier schließen. Ich kehrte vollkommen befriedigt zurück und bedaure nur durch meine Geschäfte gehindert gewesen zu seyn, auch die dritte Predigt zu hören, die Pater Roh halten sollte. Dann bitte ich wegen meiner Ausführlichkeit um Entschuldigung und werden Sie mir solche wohl angedeihen lassen, da Sie mit mir gewiß der Ansicht sind, daß durch solche Missionen die religiöse und somit auch die politische Regeneration der Menschheit angebahnt und durchgeführt werden kann. (M. J.)

Die Kirche und drei Gegner derselben.

II.

Die Revolution ist aber nicht die einzige Gegnerin, welche mit frisch aufgeraffter Kraft gegen die Kirche in die Schranken tritt. Der Protestantismus stellt sich ihr als Kampfgenosse hie und da zur Seite, und appellirt an die Macht, die ihn bisher getragen, die aber so unmächtig wie er selbst geworden ist, an den glaubensindifferenten, durch das ägende Gift der Revolution an Knochen und Mark angegriffenen Staat. — Zagen nur wagt er an gewissen Orten zur Aufrichtung der Standarte eines protestantischen Militärstaates zu rathen; noch bescheidener ist der Rath, welchen die Pastorenconferenz in Berlin gegeben hat, neben den Missionen unter Juden und Heiden auch besondere protestantische Missionen in katholischen Ländern zu begründen; kühner tritt er da auf, wo der Staat noch kräftiger ist, in England und Schweden. Die Verfolgung der Katholiken in dem letztern Lande steht in solchem Widerspruche mit dem gesammten Tagesgelärm über politische und confessionelle Freiheit, daß man glauben sollte, es werde in allen Ländern und Gegenden Europa's ein einstimmiges Anathema über den Eingriff in ein solches sogenanntes Urrecht der Menschheit ausgesprochen und die Glaubensbarbarei in Schweden an den Pranger der öffentlichen Verdammung, vielleicht selbst durch ein Manifest des Revolutionscomité's in London, gestellt werden. Allein diese Leute kennen ihre Kampfgenossen gegen den gemeinsamen Feind zu gut, und hüten sich wohl, dieselben in ihrem blinden Fanatismus mit ärgerlichen Lehren über Indifferenz in Glauben und Sitten in Verfolgung ihres, der Revolution mittelbar oder unmittelbar förderlichen Zieles zu stören; sie lassen sie darum ruhig gewähren, und schweigen. Und mit ihnen schweigt der ganze Chor solcher im protestantischen Heerlager, welche zu modernen Toleranzpredigern sich aufgeworfen haben, und eine Versezung dieser Toleranz schon darin finden wollen, wenn ein Katholik es wagt, ihre Projecte über eine äußere Verkittung von Katholicismus und Protestantismus mit sanfter Hand bei Seite zu schieben und ihnen die einzige Standarte — hoc signo vinces — zu zeigen, unter welcher der Sieg möglich ist, die auf dem Felsen Petri ruhende Kirche.

Der Anglicanismus mit allem seinem Mammon, seiner Verkörperung mit einem mächtigen Staate, seinem Haffe gegen die katholische Kirche hat bei der durchgreifenden Schwäche und Abstumpfung seines geistigen Sinns und Wesens nicht die Kraft, die in seinem Schooße aufwogende katholische Bewegung zurückzudrängen. Die letzten Abstimmungen im Parlamente, namentlich das Verbot der Verkündigung von Erlassen des kirchlichen Oberhauptes — denn hierauf allein war im Grunde der Theisinger'sche Antrag gerichtet — beweisen zwar, daß er gesonnen ist, die letzten Reste der übriggebliebenen Kraft in den Kampf zu tragen; sie werden aber weder den Gegner, der andern Gefahren kühn ins Auge schaute, einschüchtern, noch seinen

Fortschritt hemmen. Was mit Blut geschriebene Gesetze zu einer Zeit, wo fromme Duldung die einzige Hoffnung war, nicht vermochten, das werden auf den Geldbeutel speculirende Gesetze bei einem Gegner nicht zu Stande bringen, der auf Sieg die beste Hoffnung setzen darf. Wo lebendiger katholischer Glaube wie in Irland und England vorhanden ist und so feste Anker am Felsen Petri geworfen hat, hat der ganze englische Staat, wenn er mit seiner ganzen Wucht auf das Ankertau sich werfen würde, nicht die Macht, dasselbe zu zerreißen. Der Plan, die katholische Kirche Englands von ihrem Mittelpuncte in Rom loszureißen, war immer da, ist nie gelungen, wird nie gelingen.

Denn eine höhere Macht hat sichtbar das Geschick der Kirche in England und in andern Ländern in die Hand genommen; wir wissen, daß es immer in derselben ruhte; unser Vertrauen wächst aber, wenn wir es mit unsern blöden Augen in derselben ruhend erblicken. — Die Macht des vom revolutionären Zeitgeiste unterwühlten Staates reicht übrigens allenthalben nicht mehr aus, die Kirche in dem erhobenen Werke der Rettung der gegenwärtigen Gesellschaft zu hemmen; es begreifen auch alle Bessern, einsichtsvollern Regenten, daß man der Kirche zur Lösung der großen Aufgabe eine freie Laufbahn öffnen muß; es fühlt es der bessere Theil unserer nicht-katholischen Mitchristen, daß den geistigen, durchaus edlen Heilmitteln, welche die Kirche gegenüber der Barbarei des modernen Unglaubens und der von diesem erzeugten Revolution anwendet, nur darum, weil sie von der katholischen Kirche gebraucht werden und nur von ihr allein mit Erfolg gebraucht werden können, die Macht des protestantischen Staates nicht hemmend in den Weg treten dürfe. Wir gestehen darum aufrichtig, daß wir diesen Gegner am wenigsten fürchten, und vielmehr hoffen, die Bessern aus seinen Reihen mehr und mehr zum allgemeinen Rettungswerke uns die Hand bieten zu sehen. Ein anderer Gegner ist mehr zu fürchten, die herrschgewohnte, hochmüthige, glaubenslose Bureaucratie. (D. V. S.)

V e r i r r u n g e n .

Weit ab vom rechten Pfade ist die Menschheit geirrt in Kunst und Wissenschaft, im politischen wie im gesellschaftlichen Leben; überall hat sich der Zwiespalt ihrer bemächtigt, seit sie die Macht der Versöhnung von sich gewiesen; allgemein ist die Schuld; jede Nation hat in dem gefehlt, dessen Repräsentantin sie zu seyn berufen war; jede hat den Riß zwischen den Gegensätzen, die sie versöhnen sollte, tiefer gerissen; denn jede hat die Elemente der Versöhnung, welche das christliche Mittelalter bot, und welche die neuere Zeit entwickeln sollte, verworfen, um nach Neuem greifend in unsinnigem Beginnen Unbekanntes durch Unbekanntes zu suchen. Diese Gegensätze waren für Deutschland, das Land der Wissenschaft, Freiheit und Nothwendigkeit; für Italien, das Land der Kunst, das Classische und Romantische; für England, das Land der Politit, Bestand und Fortschritt; für Frankreich, das Land der gesellschaftlichen Bildung, Uniformität und Individualität. Im Grunde immer derselbe Gegensatz zwischen dem freien Geiste und der unfreien Natur, der unversöhnbar der Gottlosigkeit ist, versöhnbar nur der Religion, die Beide durch ein Drittes, ungleich Höheres, für beide Schöpferisches, durch den dreipersönlichen Gott verbindet, der den Menschen zur Versöhnung derselben geschaffen hat, derselbe Gegensatz, der dem Gedanken als Freiheit und Nothwendigkeit erscheint, der schöpferischen Phantasie als Classisches, in dem das Fatum, die Nothwendigkeit der blinden Natur, und Romantisches, in dem die Freiheit des geistigen Entschlusses als tragische Schuld und komische Thorheit herrscht, dem staatlichen Leben als Fortschritt, in dem die Natur ihre Mannigfachheit zu entfalten strebt, und Bestand, auf dem der einsame Geist ruhen möchte, im gesellschaftlichen als Individualität, in der die Natur von sich kommt, und als Uniformität, in welcher der Geist sich in sich selbst concentrirt. Italien hat

den Anfang gemacht; nicht daß es den Zauberbecher der Schönheit, den ihm das wiedererkannte Alterthum im 13ten Jahrhundert reichte, an die Lippen setzte, war seine Schuld; denn wir können auch von den im Wesentlichen Irrenden das lernen, woran sie mit Erfolg gebildet haben, und die Erbschaft vergangener Jahrhunderte soll von der Nachwelt nicht verworfen werden, auch wenn diese im Besitze der heilbringenden Wahrheit ist, die jenen fehlte; aber daß Italien, statt Maaß, Klarheit und Anmuth aus den Händen der heidnischen Muse zu nehmen, im wilden Sinnenrausche in die Arme derselben stürzte, das war die ungeheure Schuld, das Verderbniß der christlichen Kunst. Italien hat einen Mann gehabt, dessen Spuren ihm den rechten Weg gewiesen hätten, wenn es denselben hätte folgen wollen, den Florentiner Dante, Florentiner an Geburt, aber Römer an Geist und Gesinnung, den katholischen Dichter, den christlich keuschen, christlich strengen Jünger der Antike, den Mann, der über allen Parteien stehend, nur der Wahrheit gehorchend, allen sagt, was sie ihm befiehlt, den treuen Sohn der Kirche, der sich vor der Würde ihrer Fürsten beugt, auch da, wo er den Menschenwerth der Letztern tadeln muß, den Denker, der überall Freiheit und Nothwendigkeit zu scheiden weiß und auf höherem Gebiete zu versöhnen sucht. Petrarca war schon schwankend zwischen dem Sinnenreize des Alterthums, dem er in seinen Sonnetten, wiewohl in romantischer Form huldigt, und der Reinheit des Christenthums, zu der er sich in seinen ernstern Schriften bekennt. Boccaccio aber sog alles Gift des Heidenthums mit dem Honige desselben, in zierlichster Form reichend, den schlüpfrig schlammig verderblichen Trank. Nach zwei Jahrhunderten folgte Brioist in heiter blickender Sinnensclaverei dem Boccaccio, der weiche Tasso im Schwanken zwischen süßer Leidenschaft und heiligem Ernste dem Petrarca. Ariost fand unzählige, wiewohl sehr untergeordnete Nachfolger, Tasso wenige, der göttliche Dante keinen. Aehnlich ging es in der bildenden Kunst. So hat sich das Gebiet der Schönheit von der Kirche losgerissen. Aber christliche Männer, wie Manzoni, werden die Kunst wieder christlich machen. — In Deutschland hat die Reformation die Freiheit zuerst geläugnet, und der Pantheismus führte aus, was jene begann. Aber der christliche Dualismus wird die Erkenntniß und durch sie den Willen auf den rechten Weg lenken. In England ist der Egoismus seit Heinrich's VIII. schmäblichem Abfall heimisch geworden. Bestand und Fortschritt können sich dort nicht versöhnen, weil jener nur in dem Streben der Besitzenden, im Bewahren ihres Besitzes seinen Grund hat und das Geschrei der Nichtbesitzenden immer mehrstimmiger sich dagegen erhebt. Aber die Kirche, in welcher die wahre Versöhnung zwischen Bestand und Fortschritt in der Unveränderlichkeit des Dogmas und der sich immer fortentwickelnden Erkenntniß desselben liegt, wird immer mächtiger, das Uebel zu heilen. — In Frankreich hat das Uebel angefangen, als der sittenlose Ludwig XIV. eine Hofgeistlichkeit und einen Hofadel schuf, und durch Beide die Gesellschaft, die er in Paris centralisirte, an den Rand des Verderbens stieß. Aber das Leben der christlichen Vereine, das dort herrlich erblüht, wird die franke Gesellschaft heilen. (Wiener Kirchenz.)

Blumen aus dem Schriftgarten des heiligen Bernardus.

(Fortsetzung.)

220. W a c h s a m k e i t.

In den Vigilien der Heiligen sollen geistige Menschen wachen. Aber es gibt Wachen der Fleischlichen und Wachen der Geistigen. Jene bereiten glänzende Kleider, leckerhafte Speisen, und verrichten sogar an den Vigilien Werke der Finsterniß, freuen sich, wenn sie böß behandelt, und erlustigen sich an den schlechtesten Dingen. Ihr habt Christum nicht so kennen gelernt, die ihr Christo gefolgt seyd, und die ihr mit wachsamem Augen auf den Namen der Vigilien merket müßet. Denn dazu werden die Vigilien angeordnet, daß wir aufwachen, wenn wir in einer Sünde oder Nach-

lässigkeit schlafen, und mit Dankagung vor das Angesicht der Heiligen kommen.

Lasset uns wachen über unsere Werke, damit wir entweder nicht unterlassen, was geboten ist, oder nicht begehen, was verboten ist. Wachen wir auch über unsere Worte, damit wir durch sie nicht Gott oder den Nächsten beleidigen. Bei jedem Gespräche macht die glückliche doppelte Furcht besorgt, und bewegt die Betrachtung zweier Zuhörer. Zuerst die Furcht vor der göttlichen Majestät, in deren Hände zu fallen es schrecklich ist. Dann die Furcht vor der menschlichen Schwäche, der man so leicht Anstoß geben kann. Die Wachsamkeit aber über das Herz, dem der Weise alle Aufmerksamkeit zu schenken ermahnt, ist nöthig, weil aus demselben das Leben hervorgeht. Doch ich halte dafür, daß auch diese besonders in zwei Dingen bestehe: daß nämlich ein sorgsames Gemüth über die Heerden seiner Gedanken und Neigungen fleißig merke. Mit Recht wird diesem die Wache anvertraut, aus dem die zwei übrigen hervorgehen, außer wenn vielleicht (was Gott verhüte) sie getrieben würden durch die Bemühung der Heuchelei, und sie nur den Schein der Tugend, nicht aber die Tugend selbst habe. Gleichwie nämlich eine hervorquellende Ader Wassers, wenn sie nicht vorher die nahe liegenden Flüsse angefüllt hat, weder zurückfließen noch gestillt werden, noch auch sich in die Höhe heben kann, weil sie nämlich anders beschäftigt wird: so kann auch der menschliche Geist, bis er nicht jene Wachen, von denen wir vorher gesprochen, der Hände und Züge sorgfältig besetzt, weder zu einer vollkommenen Sorgfalt für sich selbst hingelenkt werden, noch der angenehmen Ruhe der Andacht genießen, noch auch einen erhabenen Schritt zu göttlicher Beschauung machen.

221. W a h l.

Dem Menschen allein unter den lebenden Wesen ist es gegeben, sündigen zu können, wegen des Vorzuges der freien Wahl. Derselbe ist ihm aber nicht gegeben, damit er sündige, sondern daß er um so herrlicher erscheine, wenn er nicht sündigt, da er sündigen könnte. Denn was kann ehrenvoller seyn, als wenn er von sich selbst sagen kann, was die heilige Schrift anführt mit den Worten: „Wer ist der? auf daß wir ihn loben.“ Warum also soll man ihn loben? „Denn er hat Wunderdinge in seinem Leben gethan.“ Welche? „Er konnte sündigen, und sündigte nicht, Böses thun, und that es nicht.“ Diesen Ruhm also bewahrte der Mensch, so lange er ohne Sünde war. Er hat ihn verloren, da er sündigte. Er sündigte aber, weil es ihm frei stand. Es stand ihm aber frei wegen der Freiheit der Wahl, gemäß welcher es ihm möglich war, zu sündigen. Doch war dieß nicht die Schuld des Gebenden, sondern des Mißbrauchenden, weil er nämlich die Möglichkeit zu sündigen zum Gebrauche der Sünde anwendete, die er erhalten hatte zum Ruhme, nicht zu sündigen. Denn obgleich er sündigte wegen der Möglichkeit, die er empfing, so sündigte er doch nicht, weil er konnte, sondern weil er wollte. Denn auch damals, als der Teufel sündigte und seine Engel, sündigten auch Andere, nicht weil sie nicht gehorchen konnten, sondern weil sie nicht gehorchen wollten. Der Fall eines Sünders also ist nicht zuzuschreiben der Macht, sondern dem Fehler des Willens.

Das Wollen haben wir aus der freien Wahl, aber nicht auch das Können dessen, was wir wollen. Ich rede hier nicht vom Wollen des Guten oder des Bösen, sondern vom Wollen allein. Denn das Wollen des Guten ist ein Fortschritt, das Wollen des Bösen eine Abnahme. Das einfache Wollen aber ist es eben, was aufwärts oder abwärts schreitet. Die schaffende Gnade machte, daß es sey; daß es vorwärts schreite, die rettende Gnade; daß es fiel, hat es sich selbst herabgestürzt. So macht uns also die freie Wahl zu Wollenden, die Gnade zu Gutes Wollenden. Aus uns selbst kommt das Wollen, aus der Gnade das Gute Wollen.

Da der Wille nichts Freies hat, als sich selbst, so wird er mit Recht nur aus sich selbst gerichtet.

222. W a h r h e i t.

Ich bekenne, daß ich dieser drei Dinge bedarf, der Wahrheit, der Liebe

und der Starkmuth. Mein Verstand nämlich ist dunkel wegen Nichtwissens der Wahrheit; auch der Wille ist matt wegen Fastens der Neigung; das Fleisch ist schwach wegen Mangel an Starkmuth. Denn sowohl der Verstand steht weniger ein, was zu thun sey, als auch der Wille liebt weniger das Eingesehene. Und zudem beschwert auch der Leib, der Verwufung unterworfen, die Seele, daß wir nicht thun, was wir wollen. Denn sie würde diese Ohnmacht nicht leiden, wenn der Verstand beständig geübt würde in der Auffuchung der Wahrheit, der Wille in dem Verlangen nach Liebe, das Fleisch in dem Vollzuge der Tugend.

Besser ist es, es entstehe ein Aergerniß, als daß die Wahrheit aufgegeben werde. Je weiter sich Jemand von der Wahrheit entfernt glaubt, desto näher ist er ihr.

223. W e i b.

Immer bei einem Weibe seyn, und das Weib nicht fleischlich erkennen, ist dies nicht mehr, als einen Todten erwecken? Täglich ist deine Seite an der Seite der jungen Weibsperson am Tische. Dein Bett ist an ihrem Bette in der Kammer: deine Augen richten sich auf ihre Augen beim Gespräche: deine Hände berühren ihre Hände bei der Arbeit, und du willst für enthaltsam gehalten werden? Gott gebe es, daß du es seyest, aber ich kann nicht allen Verdacht von mir abwehren.

224. W e i s h e i t.

Nur allein die Weisheit, welche aus Gott kommt, ist heilsam, welche nach der Erklärung des heiligen Jakobus erstens rein, zweitens friedsam ist. Die Weisheit des Fleisches ist wollüstig, nicht rein. Die Weisheit der Welt ist lärmend, nicht friedsam. Die Weisheit aber, welche aus Gott kommt, ist erstens rein: sie sucht nicht das Ihrige, sondern was Jesu Christi ist: sie schaut nicht darauf, daß ein Jeder seinen Willen thue, sondern was der Wille Gottes sey. Dann ist sie friedsam, indem sie sich in ihrem Sinne nicht ausbläst, sondern mehr nach fremdem Rathe und Urtheile sich richtet.

Wer zur Weisheit gelangen will, der muß zuerst sich fleißig üben in guten Werken, wie geschrieben steht: „Verlangest du, o Sohn, nach Weisheit, so halte die Gebote, und Gott wird sie dir geben.“

Weise ist, wem die Dinge vorkommen, wie sie sind. Wem aber die Weisheit, wie sie an und für sich ist, lieblich ist, der ist nicht nur weise, sondern auch selig.

Die Sonne erwärmt nicht Alle, die sie bescheint. So unterrichtet auch die Weisheit Viele, was sie zu thun haben, entzündet sie aber nicht auch zugleich zum Handeln. Ein Anderes ist es, viele Schätze wissen, und ein Anderes, sie besitzen. Die Wissenschaft macht nicht reich, sondern der Besitz. So ist es ganz und gar etwas Anderes, Gott kennen, und etwas Anderes, Gott fürchten: nicht die Erkenntniß macht weise, sondern die Furcht, die auch bewegt.

Gleichwie der Anfang der Weisheit die Furcht des Herrn ist, so ist der Stolz der Anfang einer jeden Sünde: und gleichwie die Liebe Gottes für sich in Anspruch nimmt die Vollkommenheit der Weisheit, so die Verzweiflung die Vollendung aller Bosheit. Und gleichwie aus der Kenntniß deiner selbst die Furcht Gottes in dich kommt, und aus der Kenntniß Gottes die Liebe, so kommt im Gegentheile aus der Unkenntniß deiner selbst der Stolz, und aus der Unkenntniß Gottes die Verzweiflung.

Die Tugend ist verwandt mit der Weisheit. Was die Tugend erarbeitet, genießt die Weisheit, und was die Weisheit ordnet, überlegt, mäßiget, führt die Tugend aus. „Weisheit schreibe in der Ruhe,“ sagt ein Weiser. Also ist die Ruhe der Weisheit ihre Geschäftigkeit, und je ruhiger die Weisheit ist, desto geschäftiger ist sie in ihrer Art. Im Gegentheile ist die Tugend in ihren Uebungen offener und um so bewährter, je geschäftiger sie ist.